

Günter Rausch (2014), in: Kraus u. Rieger, Macht in der Sozialen Arbeit...

Über Macht und Gewalt im Kontext der Gemeinwesenarbeit: „Keine Macht für Niemand“?

„Keine Macht für Niemand“ lautete 1972 der Name und der Hauptsong des zweiten Albums der Szenenband Ton Steine Scherben. „Schreib die Parole an die Wand,... In jeder Stadt und in jedem Land, mach ne Faust aus deiner Hand.“ In den hitzigen Diskussionen der linken Bewegung der 70 er Jahre des letzten Jahrhunderts spielte der Appell, der einer Anarcho-Kiffer-Zeitung („*Germania*“) entnommen war, durchaus eine gewisse Rolle. Die zumeist sehr spontan agierende, sich selbst mitunter anarchistisch bezeichnende, Alternativbewegung jener Zeit nahm diese Losung wörtlich. „Keine Macht für niemand!“ Niemand sollte über andere bestimmen, niemand sollte mehr zu sagen haben als andere und niemand sollte hierarchisch über andere stehen. Basisdemokratie oder Graswurzelbewegung haben hier ihre Ausgangspunkte. Immerhin hatte auch die Grüne Partei in ihren erfolgreichen Anfangsjahren diesen Ideen noch angehangen und selbst im Deutschen Bundestag zunächst auf dieser Ebene argumentiert. 20 Jahre später titelte nur noch der Spiegel nach der Bundestagswahl 2005, im Hinblick auf das Stimmenpatt von CDU und SPD auf lakonische Weise: „Keine Macht für niemand“. Die wenigsten Leser werden sich noch daran erinnern haben, welchen Hintergrund dieser Spruch einmal hatte.

Haben diese basisdemokratischen Ideen für die Soziale Arbeit überhaupt jemals irgendwelche Bedeutung gehabt? Zunächst muss in historischer Betrachtung auf die zufällige Duplizität eines anderen Ereignisses verwiesen werden. 1972 verstarb in Kalifornien Saul Alinsky im Alter von 63 Jahren . Sein Buch „Anleitung zum Mächtigsein“ (1984 in deutscher Fassung) war für die linken Studenten jener Zeit zumindest Pflichtlektüre. Alinsky, der unter den sehr bescheidenen Verhältnissen einer russischen Einwandererfamilie in den Armutsquartieren von Chicago aufgewachsen ist, begann 1939 mit dem Aufbau erster Bürgerrechtsbewegungen in den amerikanischen Slums. Alinsky kannte das Elend der amerikanischen Ghettos eben aus eigener Anschauung. Wissenschaftliche Zusammenhänge vermittelte ihm sein Soziologiestudium. Professionelle Erfahrungen konnte er während seiner Arbeit im Gefängnis sammeln. Alinsky mochte sich allerdings mit den bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen nicht arrangieren. Seine Ideen gründeten in der festen Überzeugung, dass auch die vermeintlich Machtlosen Macht entwickeln können, wenn sie sich dessen bewusst werden und wenn sie geeignete Strategien und Taktiken entfalten. Alinsky wurde zu einem Protagonisten der Ermächtigung der kleinen Leute, lange bevor die populäre Zauberformel vom Empowerment die Fachliteratur erobert hatte. Alinsky gehört seither zu den Klassikern der Gemeinwesenarbeit (GWA).

„Macht“ im historischen GWA-Zusammenhang

„Community Work“ existiert in den USA als Begriff bereits seit 1912, als sie in den Kanon der jungen Sozialarbeitsprofession aufgenommen wurde. Dabei war diese

berufsspezifische Zuordnung keineswegs unumstritten.¹ Historisch betrachtet ist Gemeinwesenarbeit freilich viel älter und in ihrer Genese durchaus differenzierter zu betrachten. Unstrittig sind die frühen Anfänge einer Gemeinwesenarbeit in England, das Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung mit einer völlig neuen Armutslage konfrontiert war. In den großen Städten entwickelten sich Subsysteme in bisher unbekanntem Maße. Es entstand eine zahlenmäßig große Unterschicht bzw. Arbeiterklasse, die zumindest an ihren Rändern mit einer neuartigen Massenarmut und einem Massenelend einherging. Viele tausend Menschen lebten in Elendsquartieren. Und selbst die Arbeitersiedlungen waren durch äußerst knappe Ressourcen geprägt. Geht es hier bereits um Macht und Machtlosigkeit? In den großen Städte verschärfte sich die "soziale Frage". Vor diesem Hintergrund entstanden 1884 in Whitechapel, einem Londoner Armenviertel, die ersten Aktivitäten einer *Settlement-Bewegung*.² Samuel Barnett, ein Kirchenmann in dessen Bereich das Elendsquartier lag, suchte „ein Konzept von Gesellschaft, das sich von den Konzepten unterscheidet, die oftmals in den Köpfen guter Menschen stecken. Diese gehen davon aus, dass der Reiche dem Armen hilft und dass der Weise den Unwissenden belehrt. Das bedeutet eine Gesellschaft von Wohltätern und Hilfeempfängern, in der, bewegt vom guten Willen, der Starke zu den Schwachen geht und die Leidenden tröstet. Diese Konzeption hat ihren eigenen Reiz - aber sie gehört ins Mittelalter. Es gibt eine andere Konzeption, die langsam Gestalt gewinnt. Es ist die Konzeption einer Gesellschaft, in der Kooperation die Rolle von Mildtätigkeit übernimmt - und Gerechtigkeit die Rolle von Nächstenliebe (Barnett H., 1918; zitiert nach Müller C.W., Bd. 1, 1988: 41). Spätestens an dieser Stelle tauchen sowohl Assoziationen zu unserem heutigen landläufigen Machtbegriff als auch Fragmente einer Strategie zu deren möglichen Überwindung auf. Der konkrete Ansatz der Settlementbewegung soll hier jedoch nicht weiter ausgeführt werden. Von Interesse sind vielmehr die geschichtlichen Wurzeln des hier zu diskutierenden Spannungsbogens. Neu an den „Settlern“ scheint auf den ersten Blick bereits die Orientierung auf Kooperation anstelle hierarchischer Über- und Unterordnung zu sein sowie der Blick auf strukturelle Hintergründe zu sein. Es wurde Wert auf Selbstorganisation und Eigenverantwortung anstelle von Fürsorge und Almosen gelegt. Um dies gewährleisten fand zugleich Bildungsarbeit und die Förderung sozialer Kompetenzen statt: „Das Gruppenleben mußte ebenso geübt und ausgehalten werden wie die Mitwirkung in den Clubs und Vereinen im Wohngebiet von Toynbee Hall. Der tägliche Umgang der Residents untereinander und mit den Menschen, die sie draußen antrafen und um sich versammelten, das Clubleben und die Arbeitsgemeinschaften verlangten eine soziale Gruppenarbeit. (Wendt W.R., 1990: 150f.) Interessant auch der Hinweis eines deutschen zeitgenössischen Beobachters, der im Jahre 1913 mehrere Settlements besuchte: „Toynbee Hall ist, um es einseitig auszudrücken, zum ‘politischen Settlement’ geworden. Es ist mehr interessiert an Fragen des öffentlichen Lebens als am Leben des einzelnen Menschen.“ (Picht W., 1913: 113f.). Waren Settlements also Handlungsstrategien zum Aufbau lokaler und individueller Macht ?

¹ Eileen Younghusband bemerkte noch 1980, dass es in den USA Gemeinwesenarbeiter gäbe, "die sich nicht einmal zusammen mit anderen Sozialarbeitern begraben sehen möchten" (Younghusband E., 1980: 158).

²

Vgl. Müller C.W., Bd. 1, 1994: 21 - 59. Vgl. aber auch Münsterberg C., Das ausländische Armenwesen. Übersicht über die neueren Bestrebungen auf dem Gebiet der Armenpflege in den für uns wichtigsten Staaten des Auslands, in: Schriften des deutschen Vereines für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Leipzig, 1898, Nr. 35; und Wendt W.R., 1990: 149f.

Recht schnell griffen die Ideen der Settlement-Bewegung auf Amerika über. Bereits 1886 wurde in New York die "Neighbourhood guild" gegründet. Deren Leitgedanke war, "die Hilfe nicht wie seither von oben nach unten in der wohlbekanntenen Haltung des Wohltäters zu bringen, sondern dem leidenden Volke Freund zu werden und unter den Ärmsten und Elendesten Nachbar unter Nachbar zu werden." (Münsterberg C., 1906: 100). In der aktuellen Fachliteratur finden sich insbesondere Verweise auf das Hull House, dessen MitarbeiterInnen unter der Leitung von Jane Addams (1860 - 1935), in den großen Slums in Chicago wirkten. Vor allem Jane Addams arbeitete unermüdlich auf lokaler, nationaler und auf internationaler Ebene in unterschiedlichsten Gremien und Initiativen, um Veränderungen zugunsten der armen und benachteiligten Menschen herbeizuführen. Wendt formulierte das so: „Die Residents erkannten bald, daß ihre Aktivitäten erst dann eine dauernde Veränderung und Verbesserung des Lebens im Wohngebiet bedeuten konnten, wenn sie sich in der kommunalen Politik fortsetzten. Die 'settlement workers' mischten sich ein, beteiligten sich an der lokalen Selbstverwaltung und ermunterten andere Bewohner zu politischem Handeln. (Wendt W.R., 1990: 151). Dabei stand das gemeinschaftliche Handeln im Mittelpunkt der Anstrengungen zur Überwindung sozialer Notlagen und Probleme. Die Menschen strebten dabei eine gleichberechtigte, symmetrische Ebene an: "Wer in ein Settlement zog, erwarb keinerlei Macht per Entscheidung über eine Mittelvergabe, keine Gewalt, die ihn stützen oder schützen konnte" (Wendt W.R., 1990: 150). Hier taucht der Machtbegriff explizit auf. Ob dies eher Programm als Wirklichkeitsbeschreibung war, mag dahingestellt bleiben. Durchaus spannend dabei auch sind die kleineren Geschichten am Rande, über die Arbeit der Settler in diesen Quartieren. Oftmals stießen sie auf Ablehnung der BewohnerInnen, zum Teil sogar auf Aggression und Gewalt. Die vermeintlich Hilf- und Machtlosen verfügten offensichtlich durchaus über Potenziale, um ihre Interessen zur Geltung zu bringen. Und sie hatten keineswegs die angebotenen Hilfeleistungen eingefordert. Dessen ungeachtet arbeiteten die SettlerInnen unermüdlich weiter, um das Vertrauen jener Menschen zu gewinnen. Diese frühen GemeinwesenarbeiterInnen gingen "von der ungebrochenen Überzeugung aus, dass Menschen fähig sind, ihr Leben selbst zu bestimmen und zu gestalten, wenn sie daran nicht zwanghaft durch die sozialen Umstände gehindert werden, unter denen sie leiden" (Müller C.W., Bd. 1, 1988: 94). Bei Jane Addams ist darüber hinaus bereits der Gedanke von sozialer Gerechtigkeit mit einer "universalen Solidarität" gekoppelt: „Wenn Solidarität der menschlichen Interessen verwirklicht werden soll, wird es undenkbar, dass eine Klasse von Menschen für die vermeintlichen Bedürfnisse einer anderen Klasse von Menschen geopfert werden soll. [...] Für verschiedenste Gruppen von Männern und Frauen in der ganzen Welt ist offenbar die Zeit gekommen, um sicherzustellen, dass alle Menschen gegen den Hungertod versichert werden müssen. (Addams J., 1947, zitiert nach Staub-Bernasconi S., 1995: 5) Es wird zu diskutieren sein, inwiefern hier in den Anfängen der Gemeinwesenarbeit bereits die Fundamente einer „Er-mächtigungsfprofession“ gelegt sind.

Demokratisierung durch Gemeinwesenarbeit

Gemeinwesenarbeit hat in Deutschland erst nach dem zweiten Weltkrieg, im Zuge der Demokratisierung durch die USA, Einzug gehalten. Frühere Wurzeln lassen sich bei den Genossenschaften und anderen Armutsbewältigungsversuchen, beispielsweise von Wichern und Kolping, im 19. Jahrhundert oder in der Wandervogelbewegung sowie den Nachbarschaftsheimen des frühen 20.

Jahrhunderts aufzeigen.³ Heute firmiert die ehemals als „dritte Methode der Sozialarbeit“ bezeichnete Handlungsoption der Sozialen Arbeit zumeist in neuem Gewande: Quartiersmanagement, Quartierssozialarbeit, Sozialraumorientierung, Stadtteilmanagement, Gemeinwesenorientierung, Gemeinwesenökonomie, Milieuarbeit etc.³ Stets handelt es sich um die alltagsorientierte gemeinschaftliche Gestaltung von Lebensräumen und –vollzügen. Es geht um den Sozialraumbezug und um die aktive Einbeziehung möglichst vieler Betroffener. Deren Stärken und Potenziale sollen entfaltet und lokale Ressourcen vernetzt werden. Es geht dabei nicht nur um den einzelnen Menschen oder konkrete Gruppen. Diese werden in Verbindung mit ihrem relevanten Umfeld und den bedeutsamen strukturellen Faktoren gesehen. „Insbesondere werden die wechselseitigen Verflechtungen von Wohnung, Wohnumfeld, Wohnquartier, Verkehr, Infrastruktur, soziale Netze, Schule, Bildung, Religion, Politik usw. mit einbezogen. in kleinräumigen Gebieten unter Einbindung kommunaler Ressourcen, der Stärkung von Selbstorganisation und der Integration in gesamtstädtische Entwicklungskonzepte die Lebensverhältnisse vor Ort verbessert werden. Dabei sollen möglichst viele Betroffene (BürgerInnen, Institutionen, Vereine, lokale Wirtschaftsunternehmen u.a.) einbezogen werden.“⁴

Ein begriffliches Dilemma

Unter Gemeinwesenarbeit soll deshalb im Folgenden ein dynamischer Lernprozess verstanden werden, in dem Menschen durch gemeinschaftliches Handeln ihre Verhältnisse so zu gestalten versuchen, dass ihnen die Alltagsbewältigung gelingt und ihre Bedürfnisse und Interessen weitgehend entfaltet werden. Doch auch dieser Definitionsversuch wird nicht überall befriedigende Zustimmung finden. Zu komplex und vom Gegenstand her zu diffus ist das Gebilde „der Gemeinwesenarbeit“. Geradezu klassisch ist die Diskussion um die Ross'sche Definition, der Gemeinwesenarbeit als einen Prozeß ansieht, „in dessen Verlauf ein Gemeinwesen seine Bedürfnisse und Ziele feststellt, sie ordnet oder in eine Rangfolge bringt, Vertrauen und den Willen entwickelt, etwas dafür zu tun, innere und äußere Quellen mobilisiert, um die Bedürfnisse zu befriedigen, daß es also aktiv wird und dadurch die Haltungen von Kooperation und Zusammenarbeit und ihr tätiges Praktizieren fördert“ (Ross M.G., 1968: 58). Vor allem in den 70 er Jahren des letzten Jahrhunderts gab es hierzu heftige Auseinandersetzungen. Kritisiert wurde insbesondere, dass dieses Verständnis harmonisierend sei. Konflikte, Macht und Herrschaftsverhältnisse würden außen vor gelassen. Gemeinwesenarbeit müsse sich aber geradezu explizit diesen Themenfeldern stellen. Insofern war es nur konsequent, das Hauptaugenmerk dieses Handlungsansatzes auf jene Verhältnisse zu legen, die unerdrückend und entfremdend wirken. Gemeinwesenarbeit müsse als generelles Arbeitsprinzip jeglicher Sozialarbeit verstanden werden und insbesondere „Beiträge zur tendenziellen Aufhebung und Überwindung von Entfremdung leisten, also die Selbstbestimmung handelnder Subjekte ermöglichen. Damit ist Gemeinwesenarbeit Befreiungsarbeit insofern, als sie die unmittelbaren Wünsche und Probleme der Menschen ernstnimmt, zu veränderndem Handeln unter Berücksichtigung der politisch-historischen Möglichkeiten motiviert und Einsichten in die strukturellen Bedingungen von Konflikten vermittelt (Boulet J.J. et al., 1980: 156f.)“. Zehn Jahre später konstatierte Oelschlägel nach dem Ende der großen theoretischen Auseinandersetzungen eine Hinwendung zum Alltag und zur Lebenswelt. Auf der Theorieebene sei im übrigen erkannt worden, „daß gesellschaftliche Verhältnisse das

³ vgl. Rausch 1998: 185 ff.

⁴ vgl. Rausch G., Von der Gemeinwesenarbeit zum Quartiersmanagement, in: Neue Caritas, Heft 18, 2002, S. 30

soziale Umfeld und das Verhalten der Menschen nicht ausschließlich determinieren, sondern daß die Verhältnisse von den Menschen produziert, reproduziert und verändert werden. Individuum und Gesellschaft stehen in einem wechselseitigen Verhältnis" (Oelschlägel D., 1991: 145).

Bis heute ist das begriffliche Dilemma nicht überwunden. Augenscheinlich zeigt sich Gemeinwesenarbeit „definitionsresistent“. Für den vorliegenden Beitrag mögen die bisherigen Ausführungen genügen, das Arbeitsfeld und den Handlungsansatz der Gemeinwesenarbeit sich vorstellen zu können. Für Theorie und Praxis der Sozialarbeit, insbesondere im wissenschaftlichen Kontext ist dies freilich sehr unbefriedigend.

Macht, was ist das?

Intuitiv scheint jeder zu wissen, was denn nun Macht bedeuten mag. Im Alltag machen sich die Menschen wenig Gedanken über begriffliche Geltungsbereiche. Und dennoch gehen sie, hier hypothetisch behauptet, tagtäglich mehr oder weniger souverän mit Macht um. Sie erfahren Macht, fürchten Macht, streben nach Macht und sie setzen immer wieder selbst Macht ein. Ebenso lernen sie Machtverhältnisse einzuschätzen und Machtspielräume auszuloten. Macht wird dabei nicht nur individuell und ganz persönlich erfahren. Auch Gruppen und Schichten werden Macht oder Machtlosigkeit zugeschrieben. Sie wird gewissermaßen „vererbt“ bzw. geht einher mit der Gruppen- oder Schichtzugehörigkeit. Machtlosigkeit scheint dagegen gefürchtet zu sein. Ohnmacht ist dabei Ausdruck besonderer Hilflosigkeit, bis hin zur Bewußtseinsstörung. Macht ist dem Anschein nach eine bedeutsame und begrenzte Ressource. Sie kann, so will man meinen, offensichtlich nicht beliebig erzeugt oder vermehrt werden. Der Zugang zu dieser Ressource scheint nicht immer offenkundig oder öffentlich zu sein.

Die Menschen haben dieses Phänomen von altersher gekannt. Die Geschichtsbücher oder auch die Bibel sind voller Erzählungen im Zusammenhang von Macht und Machtlosigkeit. Fing das nicht bereits mit Kain und Abel an, als Macht und Gewalt vereint sich in Form von körperlicher Überlegenheit durchsetzte? Oder hatte nicht bereits die Schlange Macht über Eva erlangt? Oder ist nicht auch die Geschichte des Volkes Israel eine Schilderung mannigfaltiger Macht- und Ohnmachtserfahrungen?

Etymologisch bedeutete Macht zunächst körperliche Kraft. Die Stärke des Körpers einschließlich seiner seelischen Gesundheit, verlieh Macht im Sinne der Fähigkeit, auch große Hindernisse überwinden zu können. Mit der Zeit wurde Macht sprachlich gekoppelt und zum Teil synonym mit der Gewalt verwandt. Dazu passt durchaus die späte Hinwendung zur heutigen Bedeutung von Macht des Staates, „*sofern er sein ansehen kriegerisch geltend machen kann*“.⁵ Das Wort „mächtigen“ wird dagegen schon früher im heutigen Sprachsinne für „*sich gewalt, befugnis über etwas nehmen*“ eingesetzt (a.a.O). Es konnte sich dabei stets um Personen oder Sachen handeln. Als „machtlos“ wurden dagegen jene bezeichnet, die über geringe körperliche Kräfte bzw. über keine Gewalt verfügen.

Max Webers prägender Machtbegriff

⁵ vgl. Wörterbuch der Gebrüder Grimm, online nachzulesen unter <http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemid=GA00001> downloaded am 6. 10. 2006

In der bisherigen etymologischen Darstellung wird Macht ohne normative Wertung verwendet. Auf dieser Ebene findet sich auch die wohl berühmteste Machtdefinition, die allenthalben zitiert wird, nämlich die von Max Weber. Demnach ist Macht „jede Chance innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht.“ Weber verzichtete dabei bewusst auf eine Herleitung oder Legitimiertheit der Macht. Er bezeichnete sie als amorph oder formlos. Dabei hält Weber alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen für geeignet, dazu beizutragen, seinen Willen in einer konkreten Situation durchsetzen zu können. Weber wollte diese Form der Einflussnahme auf Menschen von anderen Durchsetzungsstrategien unterscheiden. So definierte er beispielsweise "Herrschaft" als „die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden". Herrschaft setzt also auf Kontinuität und impliziert eine Über- und Unterordnung, die nicht stets aufs Neue ausgehandelt oder durchgesetzt werden muss. Menschen unterstellen oder unterwerfen sich anderen Menschen und leisten ihnen Gehorsam.⁶ Diese definitorische Weichenstellung hat weitreichende Folgen, unterstellt Weber doch, dass die Beherrschten, warum auch immer, Gehorchen wollen. Sie fügen sich zumindest der Herrschaft. Andere Herrschaftsformen, die sich wie zum Beispiel der Faschismus auf Gewalt gründen, fallen somit nicht unter Webers Herrschaftsbegriff. Denn dieser baut nun einmal auf den Gehorsam der Beherrschten. Hypothetisch ließe sich von hier aus behaupten, dass die in der Alltagssprache als „Macht“ bezeichneten sozialen Beziehungen im Weberschen Sinne eher als Herrschaftsverhältnisse benannt werden müssten.

Es ging Max Weber 1922 in seinem Hauptwerk „Wirtschaft und Gesellschaft“ vor allem darum ein Begriffsgerüst zu bilden, das dazu in der Lage sein sollte, Grundlagen für eine Wissenschaft zu bilden, „welche soziales Handeln verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. Handeln soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden heißen, wenn und in sofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden.“ (Weber 1956, 1). Weber war bemüht, die Dinge „wertfrei“ darzustellen. Hierzu entwickelte er u.a. den Begriff des Idealtypus, um subjektive Sichtweisen und Interessen auszuklammern. Aber genau diese Herangehensweise stieß notwendig auf Kritik. Klaus und Buhr kritisieren im Philosophischen Wörterbuch, Weber vertrete eine „die Klassenderterminiertheit der Macht nivellierende Auffassung“⁷. Gestützt auf das marxistisch-leninistische Gedankengebäude vertreten sie dagegen die Auffassung, in der Klassengesellschaft seien „die Werktätigen mehr oder weniger zu materieller und geistiger Ohnmacht verurteilt“.⁸ Sie berufen sich dabei auf Marx und Engels, die davon ausgingen, dass „alle gesellschaftliche Macht und alle politische Gewalt ihren Ursprung ... in ökonomischen Vorbedingungen, in der gesellschaftlich gegebenen Produktions- und Austauschweise der jedesmaligen Gesellschaft“⁹ haben. Im Zeitgeist der 70 er Jahre des letzten Jahrhunderts war diese Kritik durchaus nachvollziehbar. Sie wurde seinerzeit auch von den GemeinwesenarbeiterInnen gerne aufgegriffen, während die Weberschen Definitionen gewissermaßen herrschende Lehrmeinung an den Hochschulen waren. Im Rahmen dieses Beitrages sollen aber weder die historisch zweifelsfrei bedeutsamen Weber'schen noch die Marx'schen Denkansätze weiter

⁶ Weber M., Wirtschaft und Gesellschaft, 1980, S. 28

⁷ Klaus G. u. Buhr M., Philosophisches Wörterbuch, Bd. 2, 1974, Leipzig, S. 734

⁸ a.a.O, S. 736

⁹ Marx/Engels, Bd. 20, S. 142 f. zitiert a.a.O. S. 736

entfaltet werden, als vielmehr ein Ansatz, der in der Sozialarbeitstheorie nahezu völlig vernachlässigt wird:

Hannah Arendt: Macht und Gewalt

Hannah Arendt war Philosophin und wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. Sie war deutsche Jüdin und kannte aus leidvoller eigener Erfahrung die verschiedenen Formen von Herrschaft, Macht und Gewalt. So kommt sie zu der Feststellung, das keinem, der über die menschlichen Angelegenheiten nachdenke, die Rolle entgehen könne, „welche die Gewalt seit eh und je in den Beziehungen der Menschen zueinander gespielt hat“.¹⁰ Arendts Denken war dagegen stark von der Philosophie der griechischen Antike beeinflusst. Die aristotelische Polis basierte auf der Vorstellung der freundschaftlichen Verbundenheit und einer Freiheit, die sich auf das Miteinandersprechen gründete. Ganz anders bei Max Weber, dessen berühmte Formel vom Staat als "ein auf das Mittel der legitimen (...) Gewaltmittel gestütztes Herrschaftsverhältnis von Menschen über Menschen" Arendts Zustimmung nicht finden konnte. Weber erklärte die Gewalt gar als unverzichtbares Element des Staates: „Wenn nur soziale Gebilde beständen, denen die Gewaltsamkeit als Mittel unbekannt wäre, dann würde der Begriff ‚Staat‘ fortgefallen sein, dann wäre eingetreten, was man ... als ‚Anarchie‘ bezeichnen würde“.¹¹

Hannah Arendt hat in ihrem grundlegenden Werk *Vita activa* drei Arten von menschlichem Tätigsein unterschieden. Die Arbeit, das Herstellen und das Handeln. Dabei greift sie zunächst die aristotelische Unterscheidung zwischen “Poiesis” und “Praxis” auf, grenzt dann jedoch die “Arbeit unseres Körpers”, die die menschlichen Existenzgrundlagen gewährleistet, vom “Werk unserer Hände”, dem *Herstellen*, ab, das seinen Zweck in der Erzeugung von Gegenständen hat. Allein das *Handeln* sei eine spezifische menschliche Tätigkeit. Es setzt notwendig menschliche Pluralität oder Vielheit voraus. Diese Tatsache, dass “ein Mensch nicht allein auf Erden sei”,¹² wohnt der Gattung Mensch vom Ursprung an inne. Gemeint ist nicht nur, dass es viele Menschen sondern auch verschiedene Menschen gibt. Ein Miteinander ist nicht denkbar ohne das Sprechen. „Handelnd und sprechend zeigt sich der Mensch anderen Menschen, macht sich bekannt und wird so zu einem “jemand”. Wer jemand ist, zeigt sich von daher weder im Produkt, das er herstellt, noch in seiner Arbeit.“¹³ Arendts Handeln meint den Bereich, “der zwischen Menschen qua Menschen liegt” (Arendt H., 1985: 172). Er wird von Arendt auch “das Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheit” genannt (Arendt H., 1985: 173). Die Metapher des Gewebes verweist auf ein Beziehungsgefüge, das überall entsteht, wo Menschen zusammenleben. Handeln kann also nur mit anderen gemeinsam geschehen. Es ist damit immer auch politisch. Selbstredend findet dieses Handeln stets auch in der Öffentlichkeit statt. Im antiken Modell trafen sich die Menschen auf einer räumlich begrenzten Agora, einem Marktplatz, auf dem Leute zusammenkamen um sich auszutauschen. In der Modernen braucht es dazu andere Vorstellungen von Räumen und Medien, die imstande sind, auch große räumliche Distanzen und Divergenzen zu überwinden und so möglichst viele Menschen miteinander zu verbinden. Technisch ist das längst kein Problem mehr. Kommunikation ist eher ein Problem der Verständigung im Sinne des Verstehens.

¹⁰ Arendt H., *Macht und Gewalt*, München, 2005, S. 12

¹¹ Weber M., zitiert nach Arendt, 2005, S. 37

¹² Der Schöpfungsgeschichte nach schuf Gott eben nicht einen Menschen, sondern Mann und Frau.

¹³ Rausch G., 1998, S. 122

Unabhängig dieser neuzeitlicher Probleme hat Handeln immer etwas unbeständiges und nicht kontrollierbares in sich. Es ist zerbrechlich und unterliegt einer offenen prozessualen Dynamik. Handeln ist im Detail nicht voraussehbar. Kontingenz ist ein Wesensmerkmal und ausgeführte Handlungen können nicht rückgängig gemacht werden. Gleichzeitig verfügen die Menschen über die Möglichkeiten des *Vergebens* und des *Verzeihens*. Es bedarf der ständigen Bemühungen und stets beinhaltet es nämlich einen Neuanfang.

Hier legt Arendt in ihrem Denkmodell einen Grundstein, der sich wesentlich vom Machtmodell Webers unterscheidet. Miteinander sprechend können die Menschen ihre Angelegenheiten regeln und ihre Probleme auf der Basis gleichberechtigter Anerkennung und Toleranz bewältigen. Eine wie auch immer geartete Ausübung von Unterdrückung durch Anwendung von mehr oder weniger Gewalt beziehungsweise eines wie auch immer herbeigeführten Gehorsames bedarf es nicht. Kraft des Versprechens und Vertrauens, entsteht die „Souveränität einer Gemeinschaft, die zusammengehalten und aneinander gebunden ist - nicht durch den sie beherrschenden Willen eines Einzelnen, der aus Vielen Einen macht - sondern durch ein Vorhaben, auf das die Vielen sich geeinigt und um dessentwillen sie sich durch Versprechen aneinander gebunden haben.“ (Arendt H., 1985: 240f.) Ein solchermaßen verstandenes Handeln gelingt nur da, „wo Menschen miteinander, und weder für- noch gegeneinander, sprechen und agieren“ (Arendt H., 1985: 169). Hier setzt denn auch der Machtbegriff bei Arendt an: „Macht entspricht der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln. Über Macht verfügt niemals ein Einzelner; sie ist im Besitz einer Gruppe und bleibt nur solange existent, als die Gruppe zusammenhält.“¹⁴ Macht entsteht also immer dann, wenn Menschen sich zusammenschließen und gemeinsam handeln! Hannah Arendt setzt dabei auf die menschliche Fähigkeit, sich verständigen zu können. Sie setzt freilich auch auf die Vernunft im Kantschen Sinne, wonach die Menschen dazu im Stande sind, sich so zu verhalten, dass das Eigeninteresse niemals zu Lasten anderer oder gar des Gemeinwohles durchgesetzt wird. Nach Kant ist der Mensch als Vernunftwesen frei. Es obliegt seiner Verantwortung, wie er sein Handeln leitet. Ob und inwiefern diese Vorstellungen, die in den Philosophierstuben alter akademischer Tradition entstanden sind, für die Gassenarbeit, wie die Gemeinwesenarbeit in Österreich und in Teilen der Schweiz genannt wird, tauglich sind, soll im folgenden diskutiert werden. Also passen diese auf dem ersten Blick idealistisch anmutenden Gedankengebilde überhaupt in die Welt der sozial benachteiligten und ausgegrenzten Menschen?

Arendts Machtverständnis und die Gemeinwesenarbeit

Es wurde ausgeführt, dass es zum unabdingbaren Selbstverständnis jeglicher Gemeinwesenarbeit gehört, Menschen dazu zu befähigen und darin zu unterstützen, gemeinsam zu handeln. Die Überwindung der Vereinzelung, des individuellen Bemühens, gewissermaßen im Alleingang, Probleme zu lösen und auch der Ellenbogenmentalität im alltäglichen Konkurrenzkampf, ist eine zentrale Idee dieses Handlungsansatzes Sozialer Arbeit. Die eingangs ausgeführten historischen Beispiele aus England und den USA, aber auch die Verweise, beispielsweise auf die deutschen Genossenschaft im 19. Jahrhundert, unterstreichen eindrücklich, dass die

¹⁴ Arendt, 2005, S.45

Gemeinwesenarbeit immer schon im Sinne Arendts bemüht war, die Menschen zusammenzubringen und deren gemeinsames Handeln zu unterstützen. Auch wenn dies nicht immer explizit so genannt worden ist, so ging es doch stets um die Entwicklung von Macht. Durch das Sprechen über die Dinge, die jeweils aktuell von Bedeutung waren, durch reflektierende Analysen und die Erörterung möglicher Strategien und Taktiken sowie deren Durchführung sind die traditionellen Methoden der Gemeinwesenarbeit genannt. Beispielsweise waren das Hull House in Chicago oder das "Toynbee Hall" in London waren zunächst einmal Orte, an denen Menschen zusammenkamen, um mit einander zu sprechen. Zugleich ging es darum, Bildungsarbeit in dem Sinne zu leisten, dass die Menschen trotz vielfältiger Unterschiede und gegensätzlicher Interessen erkennen konnten, dass nur das Zusammenwirken letztlich allen zum Erfolg dienen würde. Vor dem Hintergrund eines christlichen Menschenbildes, aber auch der bürgerlichen Ideale, wie sie in der damals noch verhältnismäßig jungen US-amerikanischen Demokratie gepflegt wurden, konnten auch die grundlegenden ethischen Prämissen mit bedacht werden, ganz im Sinne von Hannah Arendt.

Auch in den ganz aktuellen Modellen der Gemeinwesenarbeit ist der „Machtcharakter“ im Sinne Arendts unverkennbar. Menschen zusammenzubringen, deren Verständigung zu fördern und gemeinsames Handeln zu unterstützen, ist der Kern dieser Tätigkeit. Zunächst einmal hat man es mit Menschen zu tun, die sich zumeist den herrschenden Verhältnissen gehorsam unterwerfen und versuchen ihr Schicksal in der Regel individuell zu meistern. Zusammenarbeit mit anderen gleichermaßen Betroffenen, gemeinsames Handeln oder gar Solidarität sind eher die Ausnahme. Zumeist ist dies dann auch der Ansatzpunkt der Gemeinwesenarbeit. Aktivierung lautet die Zauberformel. Egal, ob wir an Quartiersmanagement im Rahmen der Sozialen Stadt denken oder etwa an einen Allgemeinen Sozialen Dienst, der im Rahmen einer Sozialraumorientierung betroffene Menschen eines Stadtteiles zusammenbringt, letztlich geht es um die Entwicklung von Macht. Aber geht es da wirklich schon um Macht? Oder anders gefragt, ist diese Macht in Wirklichkeit nicht oftmals machtlos? Bedarf sie nicht doch der Gewalt?

Gewalt - ein gewaltiges Wort

Es mag wohl seinen Grund haben, dass im heutigen Alltagsdenken „Gewalt“ eindeutig negativ besetzt ist. Wer gewalttätig ist, tut anderen Menschen, Tieren oder Sachen schmerzhaften bzw. ernsthaften Schaden zufügen. Gewalt ist etwas, was man nicht tut, bzw. anwendet. Es ist in unserer Gesellschaft tabuisiert. Gewaltverbrecher, Gewaltherrschaft oder Gewaltbereitschaft deuten auf ein gebrochenes Verhältnis zur Zivilisation hin. Die Gewalt ist in zivilisierten Gesellschaften gewissermaßen domestiziert. Sie untersteht dem Staat in Form eines „Gewaltmonopols“, ein Begriff, der nicht von ungefähr auf Max Weber zurückgeht. Wer sich dennoch anmaßt, Gewalt anzuwenden, bewegt sich rasch jenseits der Legitimität. „Das soll nicht heißen, dass ich die Gewalt mit dem Bösen gleichsetze“¹⁵, grenzt sich dennoch Arendt vorsichtshalber ab. Sie nimmt diese Verhaltensweisen damit zunächst aus dem eines moralischen Verworfenseins. Explizit verweist sie beispielsweise auf die gewalttätige Notwehr zur Verteidigung des eigenen oder fremden Lebens. Und doch sagt Arendt: „Gewalt kann gerechtfertigt werden, aber sie kann niemals legitim sein.“¹⁶ Was aber ist Gewalt?

¹⁵ a.a.O. S. 57

¹⁶ a.a.O. S. 53

Der Begriff der Gewalt leitet sich etymologisch vom althochdeutschen Verb *walten*, bzw. *waltan* ab, was soviel bedeutete wie stark sein oder beherrschen. Es meinte, über etwas verfügen und eine Handlung durchführen zu können. Nicht zuletzt vor diesem sprachhistorischen Hintergrund empfiehlt Arendt als eine weitere definatorische Kategorie den Begriff der Stärke. Diese käme im Gegensatz zur Macht immer nur Einzelnen zu. Sie sei eine individuelle Eigenschaft, könne aber nie der Macht der Vielen standhalten. „Wo der Starke mit der Macht der Vielen zusammenstößt, wird er immer durch die schiere Zahl überwältigt ... Von Plato bis Nietzsche hat man die fast instinktive Feindseligkeit der Vielen gegen den Einen ... dem Ressentiment der Schwachen gegen den Starken zugeschrieben“¹⁷ Arendt räumt ein, dass das im Einzelfall mitunter so sein mag, es läge jedoch im Wesen der gemeinschaftlichen erzeugten Macht, sich auf diese Weise gegen die Stärke zu wehren.

Wenn wie bereits angedeutet, heute die Anwendung von Gewalt ein Privileg des Staates ist, erscheint es sinnvoll, einen Blick auf die herrschende Rechtsprechung zu werfen, um zu klären, was konkret darunter zu verstehen ist. Demnach wird Gewalt definiert, als körperlich wirkender Zwang durch die Entfaltung von Kraft oder durch sonstige physische Einwirkung, die nach ihrer Intensität dazu geeignet ist, die freie Willensentschließung oder Willensbetätigung eines anderen zu beeinträchtigen.¹⁸

Hannah Arendt hat diese Dinge seinerzeit im Zusammenhang mit der in den 60 er Jahren des letzten Jahrhunderts aufkommenden intellektuellen Gewaltkokerterie, beispielsweise durch Satre, diskutiert. Zunächst räumt sie ein, dass Macht und Gewalt zumeist zusammen auftreten würden. Sie seien jedoch ganz verschiedenartige Phänomene. Gewalt sei, so sagt sie, „durch ihren instrumentellen Charakter gekennzeichnet“¹⁹ Gewalt dient zuvörderst der Durchsetzung eines bestimmten Zweckes. Sie wird eingesetzt, um bestimmte Ziele zu erreichen. Aus einem Mittel wird allzu leicht ein Zweck. Macht dagegen sei etwas Absolutes, „sie ist, wie man zu sagen pflegt, ein Selbstzweck“.²⁰ Am Beispiel von Militäreinsätzen gegen friedlich demonstrierende Menschen lässt sich der Unterschied erklären: „Wer versucht, sich der Gewalt durch bloße Macht zu erwehren, wird sofort zu spüren bekommen, dass er nicht mehr mit Menschen und möglichen Mehrheiten konfrontiert ist, sondern mit von Menschen erzeugten Geräten“²¹ Andererseits sei mitunter alles von der Macht abhängig, die hinter der Gewalt stünde: „Der plötzliche dramatische Machtzusammenbruch, wie er für Revolutionen charakteristisch ist, zeigt, wie sehr der sogenannte Gehorsam des Staatsbürgers ... eine Sache der öffentlichen Meinung ist, nämlich die Manifestation von positiver Unterstützung und allgemeiner Zustimmung.“²² Kein Wunder, wenn im Alltagsdenken diese Phänomene stets in engem Zusammenhang und teilweise synonym verwendet werden. Von besonderem Interesse ist der Hinweis von Arendt auf die Rolle der Öffentlichkeit. Die Öffentlichkeit oder der öffentliche Raum sind das Medium der

¹⁷ a.a.O. S. 46

¹⁸ BGH NJW 1995, 2643 zitiert nach <http://de.wikipedia.org/wiki/Gewalt>; [downloadet am 6. 10. 2006](#)

¹⁹ a.a.O., S. 47

²⁰ a.a.O., S. 52

²¹ a.a.O. S. 54

²² a.a.O. S.50

Macht, denn nur so können Menschen zueinander finden und ihr Handeln entwickeln.

Dank des philosophischen Bemühens um Klarheit lässt Arendt hier keinen derartigen definitorischen Pragmatismus zu: „Zwischen Macht und Gewalt gibt es keine quantitativen oder qualitativen Übergänge; man kann weder die Macht aus der Gewalt noch die Gewalt aus der Macht ableiten, weder die Macht als den sanften Modus der Gewalt noch die Gewalt als die eklatanteste Manifestation der Macht verstehen.“²³ In Anlehnung an ein seinerzeit geläufiges, Mao Tse-tung zugeschriebenes geflügeltes Wort, wonach alle Macht aus den Gewehrläufen kommen würde, unterscheidet Arendt folgendermaßen: „Auch die größte Macht kann durch Gewalt vernichtet werden; aus den Gewehrläufen kommt immer der wirksamste Befehl, der auf unverzüglichen, fraglosen Gehorsam rechnen kann. Was niemals aus den Gewehrläufen kommt, ist Macht.“²⁴ Macht und Gewalt sind also Gegensätze, die sich keineswegs ergänzen. „Gewalt tritt auf den Plan, wo Macht in Gefahr ist; überlässt man sie den ihr selbst innewohnenden Gesetzen, so ist das Endziel, ihr Ziel und Ende, das Verschwinden von Macht.“²⁵

Diese mahnenden Worte Arendts erinnern an die letzten großen Jugendunruhen in Frankreich, als im Spätherbst 2005 in den Randbezirken zahlreicher französischer Großstädte sozial benachteiligte Jugendliche Autos in Brand setzten, Schaufensterscheiben einwarfen und sich eben mittels Gewalt in Szene setzten. Einerseits wird deutlich, dass die augenscheinliche Machtlosigkeit und die offensichtliche Hoffnungslosigkeit junger Menschen nicht nur für die Betroffenen eine eklatante Menschenrechtsverletzung darstellen, sondern auch für die Gesellschaft eine latente Gefahr beinhalten. Wenn auch keinerlei unmittelbare Zusammenhänge bestehen, so erinnerten diese Ereignisse doch wohl auch an den bekanntesten Song der eingangs bemühten Polit-Rock-Band „Ton Steine Scherben“ die bereits 1970 titelten: „Macht kaputt, was euch kaputt macht“.²⁶ Wenn junge Menschen, die von niemandem ernst genommen werden, denen die Teilhabe an zentralen gesellschaftlichen Ressourcen verweigert wird und denen jegliche Plattform zum gemeinsamen Handeln fehlt, erst einmal die Wirkung ihres gewalttätigen Handelns erkennen, ist eine Eskalation wiederum nur durch Gewalt noch einzudämmen. Hierin droht zugleich für jede demokratische Gesellschaften unendlicher Schaden: „Aber wir wissen oder sollten wissen, dass jeder Machtverlust der Gewalt Tor und Tür öffnet, und sei es nur, weil Machthaber die fühlen, dass die Macht ihren Händen entgleitet, der Versuchung, sie durch Gewalt zu ersetzen, nur selten in der Geschichte widerstehen können.“²⁷

Gemeinwesenarbeit im Spannungsfeld von Macht und Gewalt

Gemeinwesenarbeit als allgemeines Handlungsprinzip jeglicher Sozialen Arbeit verstanden, sieht sich im Sinne der „International Federation of Social Workers

²³ a.a.O. S. 58

²⁴ a.a.O. S.54

²⁵ a.a.O., S.57

²⁶ Am 6. September 1970 spielte die Ton Scheiben Scherben – Band beim legendären Love-and-Peace Festival auf Fehmarn, an dem auch Jimi Hendrix seinen letzten Auftritt hatte. Als die Gruppe den Song „Macht kaputt, was euch kaputt macht“ spielten, ging das Organisationsbüro der Veranstalter in Flammen auf. Einen direkten Zusammenhang gab es, wie sich später herausstellte, freilich nicht,

²⁷ a.a.O., S. 86

(„IFSW“) den Prinzipien der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit verpflichtet. In ihrer im Februar 2006 neu verfassten Definition von Sozialarbeit heißt es, sie fördere „den sozialen Wandel und die Lösung von Problemen in zwischenmenschlichen Beziehungen, und sie befähigt die Menschen, in freier Entscheidung ihr Leben besser zu gestalten.“ Weiter heißt es, Soziale Arbeit basiere „auf humanitären und demokratischen Idealen, und diese Werte resultieren aus dem Respekt vor der Gleichheit und Würde aller Menschen. Seit ihrem Beginn vor einem Jahrhundert hat die professionelle Soziale Arbeit sich auf die menschlichen Bedürfnisse konzentriert und die Entwicklung der Stärken der Menschen vorrangig unterstützt.“²⁸

Zwar wird hier nicht explizit auf Macht und Gewalt Bezug genommen, aber immerhin schließt die Berufung auf die Gleichheit und Würde aller Menschen zweifelsfrei die Anwendung von Gewalt im landläufigen Sinne aus. Dass die Entfaltung von Macht, also die Förderung gemeinschaftlichen Handelns nicht explizit genannt wird, muss freilich als unverständlicher Mangel dieser Erklärung kritisiert werden. Wie anders, als durch die Entfaltung von Macht im Sinne Arendts soll die Überwindung sozialer Probleme und gesellschaftlicher Ungleichheit gelingen? Und wozu sollte „die Entwicklung der Stärken der Menschen“ dienen, wenn nicht der Förderung des Gemeinwesens durch die zunehmende Kooperation der Menschen im Sinne der ersten Settlements in England? Hannah Arendt hat bereits vor über 30 Jahren festgestellt, „dass keine andere menschliche Fähigkeit in solchem Ausmaß unter dem Fortschritt der Neuzeit gelitten hat, wie die Fähigkeit zu handeln.“²⁹ Inzwischen ist die Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen und Lebenswelten ungleich weiter vorangeschritten. Gerade unter den neuen neoliberalen Paradigmen wird eine Vereinzelung der Menschen nicht nur gefordert, sondern auch gefördert. Im täglichen Konkurrenzkampf um die Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen sind die Einzelnen mehr denn je geneigt, sich der vielfältigen Methoden und Mittel der Gewaltanwendung zu bedienen. Auf der Strecke bleiben nicht nur die zitierte Menschenwürde, verloren gehen mehr und mehr auch die Potenziale der Macht. Zunehmend werden Ellbogenmentalität und individuelle Durchsetzungsfähigkeit sogar als Schlüsselqualifikation gefordert. „Von Leuten, die nicht die leiseste Ahnung haben, was ein Gemeinwesen bzw. was die *res publica*, das ‚öffentliche Ding‘ ist, zu erwarten, sie sollten, wenn es um ihr persönliches Interesse geht, gewaltlos reagieren und vernünftig argumentieren, ist weder realistisch noch vernünftig.“³⁰ Über die Frage der „Vernunft“, wie sie einst von Kant an der Schwelle einer neuen historischen Epoche, nämlich der Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft, apostrophiert wurde, ist inzwischen lange gestritten worden. Max Horkheimer hat in seiner Schrift über Materialismus und Moral treffend folgendes vermerkt: „Nicht dass die Einzelnen ihr Handeln mit dem Naturgesetz der Allgemeinheit für vereinbar halten, sondern inwieweit es auch in Wirklichkeit damit vereinbar ist, gibt den Ausschlag für das Glück der Menschheit. Die Ansicht, dass der gute Wille - ein wie wichtiger Impuls er immer sein mag - das einzige Gute sei, die Bewertung der Handlung nur nach dem, was sie meint, und nicht nach dem, was sie im jeweiligen historischen Augenblick real bedeutet, ist idealistischer Wahn.“

²⁸ <http://www.dbsh.de/html/linkliste.html> downloadet am 8. 10. 2006

²⁹ Arendt, a.a.O., S. 82

³⁰ a.a.O., S. 78

Jenseits dieser Debatte soll im Sinne Arendts die Behauptung aufgestellt werden, dass eine individuelle Lösung der sozialen Probleme in dem Sinne, dass jedeR Einzelne sich ein Stück vom großen Kuchen gewissermaßen im Alleingang sichert, für alle gleichermaßen nicht nur objektiv unmöglich ist, sondern auch für die einzelnen Menschen, die zumeist gar nicht über die erforderlichen Ressourcen verfügen, eine Zumutung bedeuten. Wenn ganz aktuell immer wieder PolitikerInnen behaupten, es sei vor allem die Aufgabe der sozial Benachteiligten, sich selbst dahin zu qualifizieren, dass sie einen individuellen Aufstieg zu leisten vermöchten, so ist dies purer Zynismus.³¹ Sie bedürfen dazu professioneller Unterstützung und Begleitung. Dieses bietet die Gemeinwesenarbeit, die in der Übersetzung von Herta Kraus vor allen Dingen "Gemeinschaftshilfe" (Kraus H.) ist³². Im Rahmen der Entwicklung von Bausteinen einer modernisierten Gemeinwesenarbeit hat der Autor deren Aufgaben u.a. wie folgt beschrieben: „Sie beteiligt sich an der Initiierung und Förderung von Nachbarschaften, Milieus und Gemeinschaften. Angestrebt werden *selbstorganisierte*, sich selbsttragende und sich selbstregenerierende Alltagsstrukturen, die auf der Basis gegenseitiger Unterstützung wirken. Insbesondere gilt es, das Spannungsfeld zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, zwischen Eigennutz und Gemeinwohl sowie zwischen Eigenverantwortlichkeit und solidarischer Verbundenheit neu zu fassen.“³³

Es kann also nicht um „Keine Macht für niemand“ niemand. Der Anspruch sollte, wollte man im Politjargon jener Tage bleiben, vielmehr lauten: „Alle Macht für Alle - Und zwar subito!“

³¹ vgl. die Ausführungen des rheinlandischen Ministerpräsident Beck laut Badischer Zeitung vom 9.10. 2006, S. 1

³² Kraus H., Amerikanische Methoden der Gemeinschaftshilfe. Community Organization für Social Welfare, in: Soziale Welt, 1951, Heft 2, S. 184 -192

³³ Rausch G., 1998, S. 211